Nummer 47.

Der Wächter am Rhein.

Köln, Freitag den 24. November 1848.

Der Wächter am Rhein erscheint wöchentlich dreimal, Sonntag, Mittwoch und Freitag. Der Preis beträgt pr. Quartal in Köln 15 Sgr., auf inländischen Postämtern 18¾ Sgr. Da im Einzelverkauf einzelne Nummern zwar in Menge abgehen, andere dagegen aber liegen bleiben, so sieht sich der Wächter veranlaßt, den Preis für das einzelne Blatt wieder auf 1 Silbgr. zu erhöhen. Für Einrückungsgebühren werden 6 Pf. für die Zeile der drittel Spalte vergütet. Die im ersten Quartal erschienenen 26 Nummern sind in der Expedition geheftet zu 7½ Sgr. zu haben.

Für die laufenden Monate November und Dezember kann man zu 10 Sgr. abonniren in der Expedition und bei Herrn M. Lengfeld, Buchhändler, Hochstraße.

Halt! Wer da?!
„Von den Gardecurassier
Ein Königlich Preußischer Unteroffizier.

Hier stehe ich voll Ehr' und Ruhm,
Ich bin des Königs Eigenthum."
Eigenthum? — Dann wirst du zuletzt
Bei der Steuerverweigerung noch sicher versetzt.

Der kölnische Stadtrath.

Der kölnische Stadtrath bleibt. Er hält es im Augenblicke der Gefahr gegen seine Pflicht zu weichen. Gut! So zeige er denn aber auch, daß er den Muth hat der Gefahr zu begegnen, der Gefahr, welche dem Vaterlande, der Freiheit droht. Der Stadtrath kündige allen Behörden, welche das hochverrätherische Ministerium Brandenburg für ihre oberste Behörde erkennt, als Hochverräthern den Gehorsam auf. Vorerst beginne er unsern commissarischen Oberbürgermeister abzufragen, ob er die National-Versammlung nunmehr oder das Ministerium Brandenburg als zu Recht bestehend anerkenne. Gräff hat seiner Zeit in der Kammer sich gegen dieselbe ausgesprochen; darüber, so wenig es ihm bei uns zur Empfehlung gereicht, keinen Angriff. Die Ansicht eines Deputirten ist unantastbar. Aber der rechtliche Standpunkt der Kammer steht nunmehr fest, der Stadtrath hat es selbst anerkannt; er dürfte doch in keinem Falle mit einem Oberbürgermeister Hand in Hand gehen, der, wenn er dem Ministerium Brandenburg, oder wenn es besser gefällt, der Krone noch anhing, nach des Stadtraths eigener Ansicht ein Hochverräther sein würde, ohne daß dieser Letzte sich am Hochverrathe betheiligen würde. Die Sachen sind so auf die Spitze getrieben, daß es binnen Kurzem trotz der Erklärung des passiven Widerstandes zum offenen Kampfe kommen muß und kommen wird. Wer es mit beiden Parteien halten will, wird es mit beiden verderben; nach dem Kampfe dürfte auf beiden Seiten eine große Erbitterung fortdauern und die rothe Monarchie (mit Simon zu reden) ist blutiger als die

rothe Republik; aber auch mildere Richtungen dürften beim Anblick des vergossenen Blutes augenblicklich der Wuth den Zügel schießen lassen. Die Unentschiedenheit, die Halbheit sind es hauptsächlich, welche den Kriegszustand beförderten und den ungewissen Verhältnissen eine Fortdauer geben. Nach Solon soll man in Bürgerkriegen nicht den Gegner, den man überwunden hat, sondern die Lauen, die sich keiner Partei anschlossen, als Landesverräther mit dem Tode bestrafen. Der Stadtrath prüfe sich nochmals, will er brandenburgisch oder deutsch sein; was er aber sein will, das sei er ganz.

Die Steuerverweigerung des preußischen Landtags.

Bremen 18. November. Der Ausdruck „Steuerverweigerung" ist für den verhängnißvollen Beschluß des Landtags vom 15. d. nicht genau zutreffend, denn von einer Steuerverweigerung kann Augenscheinlich nur da die Rede sein, wo ein Antrag auf Steuerbewilligung vorliegt. Dieß ist in Berlin nicht der Fall, und der Beschluß des Landtags steht daher keineswegs in gleicher Linie mit der Verweigerung eines bestimmten Geldvotums, durch welche z. B. in England das Parlament sein Mißtrauen gegen ein ein Ministerium zu erkennen gibt und dasselbe zum Rücktritte zwingt. Der preußische Landtag ist viel weiter gegangen; sein Beschluß erstreckt sich auf bereits bewilligte Steuern; er erklärt „das Ministerium sei nicht berechtigt Steuern zu erheben, bis dieser Beschluß des Landtags wieder aufgehoben sein werde." Dies ist keine bloße Weigerung, kein passiver Widerstand, sondern ohne Frage ein positiver Angriff auf das Ministerium; es ist kein Pariren, sondern ein Gegenhieb auf den zuerst vom Cabinette geführten Schlag. Passiv ist nur der Widerstand derjenigen Privatpersonen, welche sich weigern die Steuern zu zahlen und es auf Pfändung der Exekution ankommen lassen, nicht aber der Widerstand der Versammlung welche die Zahlung der Steuern für ungesetzlich erklärt. Es ist daher ganz konsequent, wenn die ausgeschiedene Fraktion der Rechten durch das Organ der „parlamentarischen Correspondenz" sich folgendermaßen ausspricht:

„Mit jenem Beschlusse hat die forttagende Fraktion der Nationalversammlung das Feld der Revolution betreten. Wird vom Lande diesem Beschlusse Folge geleistet, so wird damit die Armee entwaffnet, die Verwaltung und die Rechtspflege gehemmt, Handel und Gewerbe vernichtet, der Staatskredit untergraben, mit einem Wort, der Staat in seinen Grundfesten erschüttert. Der Beschluß ist Landesverrath im strengsten Sinne des Worts."

Jeder für den der Landtag im Unrechte ist, muß diese Worte unterschreiben; derjenige aber welcher mit uns die gegenwärtige preußische Regierung für eine verfassungswidrige, bloß faktisch bestehende Gewaltherrschaft enkennt, wer zugibt, daß das Ministerium Brandenburg sich durch seine einseitigen Willkürmaßregeln gegen den Landtag zuerst vom Boden des Gesetzes entfernt und „das Feld der Revolution" betreten hat, muß an den Schritt der Versammlung (dessen furchtbare Folgen die parlamentarische Correspondenz übrigens nur zu richtig bezeichnet hat) einen andern Maßstab der Beurtheilung legen. Die Versammlung geht davon aus, daß sie von der Krone gesetzwidrig und gewaltthätig an der Ausübung ihrer Pflicht gehindert, daß dem Volke sein verbrieftes Recht auf einen „vereinbarenden Verfassungslandtag durch die einseitigen Eingriffe der Regierung entzogen wird. Sie hat in diesem Falle die Waffe des Mißtrauensvotums und der Anklage gegen die Minister. Das Mißtrauensvotum vor der Ernennung des jetzigen Kabinets ist unbeachtet geblieben; eine Wiederholung desselben ist unmöglich, weil der König das Vorhandensein der Versammlung gar nicht anerkennt, also auch nicht mit ihr verhandeln kann. Die Anklage gegen die Minister ist gleichfalls erhoben, aber es fehlt an einem Gerichte um den Prozeß anhängig zu machen. Der Landtag betrachtet gleichwohl die Räthe der Krone als unter Anklage, und zwar unter Anklage des Hochverrath, stehend; — diese Anklage macht sie, so lange eine gerichtliche Freisprechung nicht erfolgt ist, natürlich unfähig zur Verwaltung der Staatsgelder. In geordneten konstitutionellen Staaten suspendirt der angeklagte Minister selbst seine Funktionen; in Berlin, wo dies nicht geschieht muß der klagende Theil gegen die fernere Ausübung der Amtspflichten seitens des beklagten Theiles seine Verwahrung einlegen. Eine solche Verwahrung ist der Beschluß vom 15. d. Da es an einer entscheidenden richterlichen Behörde fehlt, so werden diejenigen Bürger, welche das Recht auf der Seite des Landtags sehen, die Steuern verweigern, die andern werden zahlen.

Der Zustand der dadurch herbeigeführt wird, ist ein heilloser, wir geben es zu. Er führt ganz nahe an die Grenze der völligen Auflösung alles Staatsverbandes; das Volk zerfällt gleichsam in lauter Einzelne, die entweder auf die rechte oder die linke Seite treten. Ist die überwiegende Mehrheit für die Weigerung der Steuern, so ist die Regierung besiegt; sind die zwei Hälften ziemlich gleich, so scheint der Bürgerkrieg unvermeidlich. Ehe man aber seinen Fluch über solches Unheil ausspricht, erwäge man wohl, daß alles Unglück vermieden worden wäre, wenn der König von Preußen vor vierzehn Tagen sich nicht zu einer verhängnißvollen Verletzung des konstitutionellen Geistes hätte hinreißen oder drängen lassen.

Die Steuerverweigerung ist das letzte unblutige Stadium des Kampfes; hernach wird das Schwert den unentwirrbaren Knoten zerhauen müssen. Oder wird man in Potsdam dem Mißtrauensvotum Gehör schenken, welches das Frankfurter Parlament im Namen Deutschlands gegen das Ministerium Brandenburg-Manteuffel ausgesprochen hat? Es ist gestern in Berlin bekannt geworden.

(Bonn. Z.)

Niederdollendorf, 21. Nov. Das preußische Volk ist verrathen! Die wahre Absicht des Hofes welche die machiavellistische Politik durch eine königliche Proklamation an das Volk zu verhüllen suchte, ist nunmehr sonnenklar vor unseren Augen aufgedeckt worden. Durch die Mittheilung des Inhaltes einer Staatsschrift (außerordentliche Beilage zu Nr. 311. der Köln. Ztg.), welche die beabsichtigte Stellung des Königs zum Volke mit dürren Worten ausspricht. Dieses Machwerk der ränkevollen Camarilla ist ohne Wissen und Willen des Volkes an die verwesende Centralgewalt und an die drei freiheitsfeindlichen Mächte, Rußland, Oesterreich und England gerichtet worden, und diese haben, wie die schlauen Höflinge voraus-

sahen, die Versicherung ihrer kräftigsten Mitwirkung gegeben — zu dem absolutistischen Streben der preußischen Krone. Gleich nach dieser unheilvollen Quadrupelallianz erfolgte der Staatsstreich, welchen auszuführen Brandenburg ausersehen wurde. Der Verrath des Hofes gegen das Volk ist somit faktisch erwiesen, und notorisch bereits lange vorbereitet worden durch die Truppenanhäufungen in der Umgegend von Berlin, und durch die bedeutenden Geldsendungen aus der königlichen Kasse an sämmtliche Armeekorps!!!

Der Wurf ist geschehen! Entweder die Kamarilla muß untergehen, oder die Freiheit des Volkes!

Schon zu lange haben wir gezögert, während der Feind von allen Seiten Verstärkungen heranzieht. Wohlan denn! die ganze Rheinprovinz erkläre sich für die National-Versammlung nunmehr auch durch eine allgemeine Bewaffnung (auch die Regierung hat sich gegen uns bewaffnet und unsere Waffen provocirt.) Schlesien ist uns bereits vorangegangen, die übrigen Provinzen werden folgen — und das gesammte deutsche Volk wird unsere heilige Sache zu der seinigen machen!

Verschiedenes.

Herr DuMont, der in seiner Haltlosigkeit die Reaktion in Preußen stets fördert, während er unter Oestreich den Freisinnigen spielt, hat wiederum die Erbitterung so gegen sich aufgeregt, daß ihm ein Paar Fenstern eingeworfen worden sind. Natürlich benutzt er diese Steine damit die Demokratie zu bewerfen, trotz dem daß sie in ihrer Versammlung stets und namentlich auch am fraglichen Abende in der Volksversammlung von solchen nichtssagenden Excessen abgerathen hat. Es finden sich aber jetzt dort so häufig Leute ein, die zu allerlei excentrischen Schritten reitzen, daß man fast glauben sollte, sie spielten Graf Breßler (ein Anhänger des Prinzen von Preußen, den man in Berlin ertappte, als er an Arbeiter Geld gab zu Erregung von Unruhen). Umsonst wird Herr DuMont, von verständigen Verwandten vor der allgemeinen Erbitterung gewarnt, die sich überall kund gibt, an der doch nur die perfiden, falschen, entstellenden Nachrichten seines Blattes daran schuld sind, während er die Schuld andern in die Schuhe zu schieben sucht. So hieß es z. B. bei dem Proteste zweier Stadträthe gegen den Gemeinderathsbeschluß am Schluß: „folgen die Unterschriften", während er doch eben so schnell die zwei Namen setzen lassen könnte, wenn er dem Publikum nicht weiß machen wollte, es wäre mindestens ein Dutzend.

Herr DuMont ist übrigens jetzt wieder obendrauf. Vor Kurzem schwankte bei den innern Angelegenheiten sein Blatt hin und her wie ein Schiff ohne Segel und Compaß. Eine Meinung wagte er nicht zu haben, denn man konnte ja nicht wissen wie es ausfiel. Da hat ihm die Entscheidung des Parlaments wieder einigen Halt gegeben. Diese Entscheidung sehen wir nun von Brüggemann wiederkauen wie der Ochs das Futter wiederkaut. Wie ein Ertrinkender sich am letzten Strohhälm hält, so hält sich die Kölnische Zeitung am Parlament, oder besser gesagt wie ein Ertrinkender am andern Ertrinkenden, der ihn anstatt ihn zu retten, mit in den Abgrund zieht.

Gestern kam mir ein Manifest des großen Reichensperger zu Gesicht; es ist gerichtet an seine Wähler zu Kempen. Das abgedroschene Mährchen von der Unfreiheit der Versammlung entblödet sich dieser Volksvertreter nicht, von Neuem aufzutischen. Am Schlusse sagt er, noch er sehe keine Reaktion! O großer erhabner Reichensperger! Eine Brille für den großen Mann! Ein Königreich für eine Brille! Denn gäbe es eine Reaktion, fügt er hinzu, so wäre ihm aus der ganzen Haltung des Landes nicht zweifelhaft, **daß sie der Sturz des Königthums sein werde!** (Bonn. Z)

Hausknecht (zum Kammerdiener):

Johann, da hat der Herr Baron von Gimpel diese Visitenkarte abgegeben. Aber sagen sie mir doch, weshalb die Herren immer beim Abgeben ein Eselsohr in die Karte knicken?

Kammerdiener.

Dummkopf! damit man sieht, daß sie selbst da waren.

Wachtstube.

Der Reaktionär.

Habt Ihr wirklich schon vergessen, wie er zitterte und bebte,
Als das fahle Grau des Märzen röthlich sich von Blut belebte,
Wie er um den Leib gewickelt eilig sich die bunten Farben,
Wie er baarhaupt, zum Erbarmen, Jene grüßte, welche starben.
In den Straßen, in den Gassen, durch die tapfern Grenadiere,
Durch des Hofgezüchts Beschützer, durch der Herrschaft Hausgethiere;
Wie er zitterte und bleichte, in die Kniee wollte sinken,
Hätte man ihn nicht vom rothen Blut der Freiheit lassen trinken!
Leben ward dem Hampelmanne da auf einmal heimgegeben,
Und er fühlte sich begeistert, und er rief: auch ich kann leben!
Glaubt es, in der Freiheit Lüften ward ich fruchtbar und lebendig;
Also wollt mich nicht begraben: seht ich bitte Euch inständig.
Und ihr habt ihn, voll Erbarmen, mild verzeihend aufgenommen:
Alle, sprachet ihr voll Mitleid, auch die Sünder mögen kommen.
Bei den Leichen unsrer Brüder wollen wir den Haß versenken,
Und die Freiheit, bluterstritten, selbst dem feigsten Sklaven schenken.
Alle Sünder mögen kommen zu der Sühne dieser Stunde,
Denn ein Tapfrer kann vergeben selbst die schwere Todeswunde.
Und sie kamen — und sie krochen, und sie predigten und sangen,
Und versprachen und gelobten nur der Freiheit anzuhangen;
Ließen schlangengleich sich wärmen an des Volkes warmen Brüsten,
Und erwachten dann allmählig neu mit Reaktionsgelüsten.
Jetzo sind sie munter worden, und sie beißen und sie kratzen —
Strecken ihre scharfen Krallen aus den sammtverbrämten Tatzen:
Fort, der Menschheit Bastardkinder, fort nun aus den deutschen Ländern,
Hängt euch auf an euren Stammbaum, würget euch mit Ordensbändern
Schließt mit Kammerherrenschlüsseln, wenn ihr könnt, die Himmelspforte —
Fort mit euch! Auf dieser Erde seid ihr nimmermehr am Orte.

(Ew. L.)

Margret.

Eine Geschichte vom Lande.

Von Gottfried Kinkel.

(Fortsetzung.)

Auf jenen Brief, der die Geburt des Knaben meldete, hatte Margret in der Freude ihres Herzens ein Eilig zur Adresse gesetzt. Als er dem Kameraden Nikolas ausgehändigt wurde den dieser als Burschen zum Putzen brauchte, meinte der, wegen jenes Wörtchens des Brief rasch ab-

liefern zu müssen, und brachte ihn daher in das Haus eines kleinen Kaufmanns, bei dessen Frau und Töchtern Nikola diesen Abend zu Thee und Musik eingeladen war. Nikola saß eben mit der schönen, vornehm blassen Adelaide im lebhaftesten Gespräch, als das Kammermädchen ihm den Brief übergab. Wohl erkannte er die zitternden Züge der Aufschrift, aber er schämte sich in dieser Gesellschaft an ein Bauernmädchen erinnert zu werden, sein Blick flog über Adelaidens weiße Stirn, über ihre feinen Züge, über das glänzende modisch geschnittene Kleid — und wider seinen Willen trat diesem Bilde gegenüber Margrets verhärmte Gestalt mit dem wirren Blick und verwühlten Haar, wie er zuletzt auf dem Krankenbette sie gesehen hatte. Adelaidens Mutter bat ihn höflich, sich nicht zu geniren und den Brief gleich zu lesen: er aber antwortete frei und leicht, es habe keine Eile, und der Brief, der ihm verkündigte daß ein Sprosse seines Blutes ihm geboren sei, wurde uneröffnet unter die Uniform geknöpft. Heiter führte er sodann seine Nachbarin zum Clavier, heiter sang er zu ihrer Begleitung ihr rheinisches Lieblingslied von dem Mädchen, das um den gestorbenen Geliebten sich im Kloster zu Tode trauert — und selbst bis zur Adelaide von Beethoven verstieg er sich. Die wirkliche Adelaide vernahm diese Huldigung nicht ungern; einer Berlinerin, deren Vater unglücklich in Eisenbahnakzien spekulirt, kommt es sehr romantisch vor mit einem wohlhabenden Landwirth in ein rheinisches Dorf zu ziehen und eine Idylle mit dem Schäferhut durchzuspielen. Adelaide war sehr gütig an diesem Abend — Nikola küßte beim Abschied mit Feuer ihre schlanke kühle Hand. Erst als er daheim sich auskleidete nnd Margrets Brief aus der aufgeknöpften Uniform zu Boden fiel, dachte er wieder an diese. Im Bette brach er das Siegel auf, las den Brief, legte sich auf die Seite und schlief ein.

Als er erwachte, ging sein erster Gedanke zu Adelaide, der zweite in die Heimat. Er war nicht verhärtet: zu seinem Kinde fühlte er einen starken Zug, die Mutter war ihm nicht unlieb, doch aber gleichgültig. In dieser Laune schrieb er jenen Brief an sie: zu dem Entschluß sie zu verlassen war er noch nicht gekommen, aber er hatte auch nicht den Muth sie als seine geliebte Frau anzuerkennen. Diese Feigheit gab dem Briefe den Ton; da konnte er freilich nicht so herzlich werden wie vormals. Und als darauf Margret nicht wieder schrieb, legte Nikola es sich so aus, als habe nun sie die Schuld des Bruchs; ihr Bild wurde seiner Seele fremd, und wenn es ja sich noch einmal heraufhob, drängte er es höchstens mit einem Seufzer wieder auf die Seite.

Leider wurde er auch Adelaidens und seines ganzen hauptstädtischen Treiben überdrüssig. Das Soldatenleben, nachdem er seine Lehrzeit darin durchgemacht hatte, kam ihm, der an rüstige Arbeit, an Zweck und Erwerb gewöhnt war, wie eine glänzende Spielerei vor. Seine jungen kaufmännischen Freunde waren ihm durch ihre kleinlichen Geldgespräche und theils auch durch die Gemeinheit ihres Lebens und Genießens gradezu widerlich. Mit Adelaiden aber hatte er nun etwa hundertmal die rheinischen Volkslieder und eben so oft die Adelaide abgesungrn und den Thomas Thyrnau durchgesprochen. In diesem Hause lieh er der Unterhaltung seine eigne Wärme; daher war seine Seele jetzt immer kalt und müde, wenn er Abends wegging. Er mißte fast überall neben dem Reiz die Kraft, und wenigstens in keinem der Kreise, die ihm offen standen, fand er die Tiefe und Unendlichkeit des Gemüthes, ohne welche ein kraftvolles Jünglingsherz sich unglücklich fühlt. Die schwerren Steinmassen der prächtigen Stadt im scharfen Strahl der heißern nordischen Sommersonne lagen wie Felsblöcke auf ihm, und schon jetzt, am Ende des ersten Jahres, dehnte sich das zweite, das er hier noch zu verleben hatte, farblos und gestaltlos vor ihm aus. Hatte er früher zu hastig den Kelch der ihm so neuen gesellschaftlichen Genüsse geleert, so versank er jetzt in ein einsames Verzehren seiner Kraft. Liebe war nicht in sein Herz gekommen, und mit seinem ernüchterten Blicke erkannte er, daß kein unter diesen Umgebungen erwachsenes Weib ihm und sich selber zum Frieden in ein rheinisches Dorf ihm folgen könne. Eine zierlich gestochene Karte meldete ihm endlich Adelaidens Verlobung: als er immer und immer eine Erklärung zurückhielt, hatte sie endlich in halbem Verdruß den Antrag eines Wittwers aus Schlesien angenommen, der in ihr nicht eine Frau sondern eine städtisch gebildete Gouvernante für seine Töchter heiratete.

Aus dieser Gleichgültigkeit, die Nikola's Jugendmuth langsam untergrub, riß ihn denn im Herbst nach seinem ersten Dienstjahr ein starkes Briefpacket von seinem Dorfe heraus. Der alte Schultheiß, sein Vater, war gestorben: ihm fiel ein schuldenfreier großer Landsitz zu, und seine Gegenwart daheim wurde jetzt, wo er gleich für die Bestellung seines Erbgutes sorgen mußte, ganz unerläßlich. Die Bescheinigungen von Seiten der Behörden lagen gleich bei dem Briefe, und in zwei Tagen hatte er seinen Urlaub, der einer völligen Dienstentlassung gleich stand. Seinen Unteroffizieren und dem modischen Pöbel, mit dem er Anfangs zusammengekommen war, gönnte er noch an einem Abende die Freude für sein Geld in Rheinwein sich zu baden; an Adelaidens Wohnung gab er, da er sie selbst nicht zu Hause fand, sehr ruhig eine Abschiedskarte ab, und warf dann die Visitenkarten (selbst diese Mode hatte er mitgemacht) von der Königsbrücke in die Spree, sammt dem gestickten Täschchen das er irgendwo als Vielliebchen geschenkt bekommen hatte: mit ihm schwamm sein ganzer städtischer Modetraum auf der schwarzen schlammigen Fluth hinunter. Im blauen Kittel setzte er sich auf die Eisenbahn und fuhr seinem Rheine zu.

Und als er ihn nun bei Kölu zuerst wiedersah, den grünwogigen stillen Strom, als er, den Stab in der Hand, von Bonn hinaufwanderte, und durchs Felsenthor schritt zwischen Drachenfels und Rolandsbogen hindurch, da brach aus seiner befreiten Brust ein lauter heller Jubelschrei: so schön hatte er nie sich das Land, so lieb und traut nicht die klangvolle Sprache der Heimath gedacht. An der Ahr lasen sie Trauben wie damals, als er mit zagem Herzen von Hause auszog: Schlucht und Fels hallten wieder von den langgezogenen Melodien der Volkslieder, und heute sang er sie, unten auf der Straße daherschreitend, aus ganz anderm Herzen mit als an Adelaidens Klavier. Wie dem Wandervogel war ihm zu Muthe, wenn er zur Zeit, wo der mächtige Zug nach dem Süden hin ergreift, aus langer Haft entschlüpft, um mit weit gebreiteten Schwingen die Brüder noch über dem Spiegel des Meeres einzuholen.

(Fortsetzung folgt.)

Redigirt und verlegt von Carl Cramer. — Expedition: Sternengasse 26.

Druck von H. Postal, Ursulastraße 30.

liefern zu müssen, und brachte ihn daher in das Haus eines kleinen Kaufmanns, bei dessen Frau und Töchtern Nikola diesen Abend zu Thee und Musik eingeladen war. Nikola saß eben mit der schönen, vornehm blassen Adelaide im lebhaftesten Gespräch, als das Kammermädchen ihm den Brief übergab. Wohl erkannte er die zitternden Züge der Aufschrift, aber er schämte sich in dieser Gesellschaft an ein Bauernmädchen erinnert zu werden. Sein Blick flog über Adelaidens weiße Stirn, über ihre
das glänzende modisch geschnittene Kle
seinen Willen trat diesem Bilde gegenüb
härmte Gestalt mit dem wirren Blick und
wie er zuletzt auf dem Krankenbette sie g
laidens Mutter bat ihn höflich, sich nie
den Brief gleich zu lesen: er aber antwor
es habe keine Eile, und der Brief, der ih
ein Sprosse seines Blutes ihm geboren sei
unter die Uniform geknöpft. Heiter führ
Nachbarin zum Clavier, heiter sang er
ihr rheinisches Lieblingslied von dem
den gestorbenen Geliebten sich im Klost
— und selbst bis zur Adelaide von Be
sich. Die wirkliche Adelaide vernahm di
ungern; einer Berlinerin, deren Vater
bahnakzien spekulirt, kommt es sehr
einem wohlhabenden Landwirth in ein
ziehen und eine Idylle mit dem Schäfe
Adelaide war sehr gütig an diesem Ab
beim Abschied mit Feuer ihre schlanke
als er daheim sich auskleidete nnd Mar
aufgeknöpften Uniform zu Boden fiel,
diese. Im Bette brach er das Siegel
legte sich auf die Seite und schlief ein.

Als er erwachte, ging sein erster G
der zweite in die Heimat. Er war
seinem Kinde fühlte er einen starken Z
ihm nicht unlieb, doch aber gleichgülti
schrieb er jenen Brief an sie: zu dem
lassen war er noch nicht gekommen,
nicht den Muth sie als seine geliebte
Diese Feigheit gab dem Briefe den
freilich nicht so herzlich werden wie
darauf Margret nicht wieder schrieb,
so aus, als habe nun sie die Schu
Bild wurde seiner Seele fremd, und
einmal heraufhob, drängte er es höchste
wieder auf die Seite.

Leider wurde er auch Adelaiden
hauptstädtischen Treiben überdrüssig.
nachdem er seine Lehrzeit darin durc
ihm, der an rüstige Arbeit, an Zweck
war, wie eine glänzende Spielerei
kaufmännischen Freunde waren ihm
Geldgespräche und theils auch durch
Lebens und Genießens gradezu wide
aber hatte er nun etwa hundertmal
lieder und eben so oft die Adelaide
Thomas Thyrnau durchgesprochen.
er der Unterhaltung seine eigne Wär
Seele jetzt immer kalt und müde, wen
Er mißte fast überall neben dem Re

nigstens in keinem der Kreise, die ihm offen standen, fand er die Tiefe und Unendlichkeit des Gemüthes, ohne welche ein kraftvolles Jünglingsherz sich unglücklich fühlt. Die schwerren Steinmassen der prächtigen Stadt im scharfen Strahl der heißern nordischen Sommersonne lagen wie Felsblöcke auf ihm, und schon jetzt, am Ende des ersten Jahres, dehnte sich das zweite, das er hier noch zu verleben hatte, farblos und gestaltlos vor ihm aus. Hatte er
lch der ihm so neuen gesellschaftlichen
ink er jetzt in ein einsames Verzehren
war nicht in sein Herz gekommen,
hterten Blicke erkannte er, daß kein
gen erwachsenes Weib ihm und sich
ein rheinisches Dorf ihm folgen könne.
e Karte meldete ihm endlich Adelai-
er immer und immer eine Erklärung
ndlich in halbem Verdruß den Antrag
Schlesien angenommen, der in ihr
ern eine städtisch gebildete Gouver-
er heiratete.

hgültigkeit, die Nikola's Jugendmuth
riß ihn denn im Herbst nach seinem
starkes Briefpacket von seinem Dorfe
chultheiß, sein Vater, war gestorben:
freier großer Landsitz zu, und seine
urde jetzt, wo er gleich für die Be-
ites sorgen mußte, ganz unerläßlich.
von Seiten der Behörden lagen gleich
in zwei Tagen hatte er seinen Urlaub,
Dienstentlassung gleich stand. Seinen
em modischen Pöbel, mit dem er An-
mmen war, gönnte er noch an einem
für sein Geld in Rheinwein sich zu
ns Wohnung gab er, da er sie selbst
, sehr ruhig eine Abschiedskarte ab,
Visitenkarten (selbst diese Mode hatte
der Königsbrücke in die Spree, sammt
chen das er irgendwo als Vielliebchen
hatte: mit ihm schwamm sein ganzer
m auf der schwarzen schlammigen Fluth
uen Kittel setzte er sich auf die Eisen-
m Rheine zu.

ihn nun bei Kölu zuerst wieder-
en stillen Strom, als er, den Stab in
nn hinaufwanderte, und durchs Felsen-
n Drachenfels und Rolandsbogen hin-
s seiner befreiten Brust ein lauter hel-
schön hatte er nie sich das Land, so
ht die klangvolle Sprache der Heimath
hr lasen sie Trauben wie damals, als
tzen von Hause auszog: Schlucht und
r von den langgezogenen Melodien der
eute sang er sie, unten auf der Straße
s ganz anderm Herzen mit als an Ade-
Wie dem Wandervogel war ihm zu
ur Zeit, wo der mächtige Zug nach dem
t, aus langer Haft entschlüpft, um mit
Schwingen die Brüder noch über dem
es einzuholen.

(Fortsetzung folgt.)

Redigirt und v
: Sternengasse 26.